

Johann Caspar von Orelli

Autor(en): **Ernst, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **12 (1944-1945)**

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

JOHANN CASPAR VON ORELLI

1787—1849

VON FRITZ ERNST

In Johann Caspar von Orelli, Nachfahr eines der 1556 nach Zürich übersiedelten Locarner, gelangten Locarnergeist und Zürchergeist zu gültiger Synthese: er war durch und durch Protestant, Verehrer und Künder Italiens, betont germanophil und ausgesprochen patriotisch. An sich bestünde die Möglichkeit, ihn anekdotisch zu beschreiben als Redner, Lehrer, Bibliothekar und Einsiedler. Wir weichen einer solchen Aufgabe für diesmal aus, nicht wenig bestimmt durch Orelli selber. Sein Innerstes barg einen verschwiegen scheuen Zug, gelangte offenbar nicht zu völliger Realisierung und Repräsentation — war und blieb vor allem Geist. Wollte man ihn näher bestimmen, so bezeichnete man ihn am besten als Johann Jacob Bodmers Schülersschüler, der dessen großes Erbe geläutert und bereichert weitergab. Johann Caspar von Orelli war unser größter Mittler vom 18. zum 19. Jahrhundert. Er gewährleistete die Kontinuität in einer Zeit des Umbruchs: Grund genug, seiner niemals zu vergessen. In diesem Sinne mag man uns verstehen. Nicht aber nach Gestalt und Lebenslauf, wie wir schon angedeutet, lediglich im wortkargen Ideogramm will die nachfolgende Skizze Orelli festhalten. Das Abstrakte, das einem solchen Unterfangen innewohnt, sei um des Themas willen hingenommen.

Orelli war seiner Berufsbildung nach Theologe, der ersten Leidenschaft nach klassischer Philologe. Das wurde er im Zürcher Carolinum als Schüler Johann Jacob Hottingers, dem er später eine kommentierte Ausgabe einer Isokratischen Rede widmete «als ein Denkmal seiner innigsten Hochachtung und Dankbarkeit». In gelegentlichen Streifzügen kulturgeschichtlichen Akzents kann uns die interessante Eigenwilligkeit Friedrich Schlegels in den Sinn kommen. Aber das ist nicht die Hauptsache. Orelli war ganz allgemein des Glaubens seines Zeitalters, wonach in den beiden alten Literaturen Wert und Würde aller Zeiten aufbewahrt wird. Er blieb deshalb dabei, in ihnen Leit-

sterne und Verhaltensmaßregeln auch noch für die Zukunft zu erkennen. Sein stark entwickelter Geschichtssinn bezog von daher seinen unermüdlichen Impuls. Darüber hinaus wirkte der eigentliche Philologen-Ehrgeiz — der reine Text — in ihm bis zum Tode. Die Zunft hat ihm vor allem seine lateinischen Editionen, zumal in ihren spätern Weiterbildungen, hoch angerechnet, mit Auszeichnung seinen Cicero und seinen Horaz. Da bei allem, was er tat, eine persönliche Saite mitschwingt, möchten wir auch bei diesen beiden großen Arbeiten die Konfession, die in der Wahl liegt, keineswegs unterschätzen. Cicero sprach zu Orellis Republikanismus, zu seinem Bürgerstolz, zu seinem gesinnungsmäßigen Heroismus, zu seiner Auffassung von Lebensweihe. Horaz stillte Orellis Bedürfnis nach seelischer Gelöstheit, nach Schmuck des Augenblicks, nach köstlicher Muße — er entnahm ihm seinen Grabspruch.

Man muß aber in Orelli nicht allein einen Humanisten sehen von der Art, wie das 18. Jahrhundert sie hervorgebracht hat. Seine Originalität bestand vielmehr in der organischen Verbindung mit einer Haltung, die man gewöhnlich Neuhumanismus nennt. Er hat wichtige Bausteine einer spätern Romanistik geliefert und gehört überhaupt zu deren Frühvertretern. Es ist höchst bezeichnend, in welchem Zusammenhang er einen Teil seines romanistischen Programms entwickelte: der sechste der Philologischen Briefe, die er seiner erwähnten Ausgabe des Isokrates beigab, gilt Dante. Diese Wendung Orellis erfolgte während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Bergamo, wohin ihn die kleine protestantische Gemeinde bündnerischer Herkunft als Geistlichen und Lehrer hatte kommen lassen. Die Hügelstadt über der lombardischen Ebene zählte damals 20 000 Einwohner, das Doppelte der damaligen Einwohnerschaft Zürichs. Trotzdem bedeutete Bergamo für Orelli nicht die große Welt, sondern das, was auch andere Orte, an denen er noch wirkte, ihm bedeuten sollten: ein schönes Gefängnis. Orelli lernte Mailand kennen, er durchwanderte nie Florenz oder Rom. Aber er eroberte sich den italienischen Geist von den Ursprüngen bis zur eigenen Zeit, mit der Absicht, an diesem Beispiel, im Widerschein der Antike, die Entstehung der modernen Welt zu zeigen. Orelli hat seinen Lieblingsplan nicht verwirklicht, aber sein Sinnen und Trachten steht fortan in diesem Zeichen.

Orellis italienische Arbeiten bestehen in Uebersetzungen, Bearbeitungen, Abhandlungen, Biographien, Rezensionen und Editionen. Sie entstammen im wesentlichen seinem Bergamasker und dem daran sich anschließenden Churer Aufenthalt, welcher unter damaligen Verhältnissen eine stärkere Beziehung zur Italianität bedingte, als das heute der Fall sein würde. Orellis diesbezügliche Arbeiten sind deutsch oder italienisch, langatmig oder notizenhaft, originell oder kompilatorisch

— immer aus einer souveränen Vision Italiens heraus abgefaßt. Es lassen sich einige Thesen bezüglich Italiens europäischer Stellung als wesentlich orellisch erweisen: mit Dante beginnt, wie es wörtlich heißt, die kunstvolle Verflechtung des Hellenischen mit dem Romantischen; die italienische Literatur wird dadurch Erstgeborene unter den modernen europäischen Literaturen; zum ästhetischen Primat tritt das intellektuelle, auf dem Gebiete der Pädagogik an Vittorino da Feltre, auf dem Gebiet der historischen Kritik an Vico dargelegt; die gewaltige Individualität des sich erneuernden Menschen befähigte ihn zu einer exemplarischen Universalität, beispielsweise im Zusammenhang mit Michelangelo entwickelt; die universale Erneuerung des Lebens wollte auch eine Erneuerung des Glaubens; Renaissance und Reformation bedeuten zu allertiefst dasselbe . . . Wir kennen heute solche Gedankengänge — haltbar oder unhaltbar — viel besser, als man sie zu Orellis Zeiten kannte. Wenn er sich damit lebend kein eigentliches Gehör verschaffen konnte, so brachte ihn wenigstens die postume Fama in Zusammenhang mit einem geistesgeschichtlichen Schema, das in der zweiten Jahrhunderthälfte zu maßgebender Ausprägung gelangte. Als Jacob Burckhardt sich, sechs Jahre nach Orellis Tod, von Basel nach Zürich berufen ließ, so bestimmte ihn dazu auch seine Kenntnis der vom Verstorbenen zusammengebrachten Bücherschätze, die eine Grundlage bilden konnten für «Die Kultur der Renaissance in Italien».

Im Laufe von Orellis Leben trat der deutsche Geist ihm nah und näher, hauptsächlich seit seiner endgültigen Rückkehr nach Zürich. Man ist bei gelegentlicher Feststellung erstaunt, wie fortlaufend frisch sich seine deutschen Kenntnisse erhielten. Eine vor uns liegende Erstausgabe von Jacob Grimms Deutscher Mythologie weist von Orellis Hand die Bitte auf: man möchte bei Erwerb der zweiten Auflage doch diese erste nicht geringer hüten, da nur die Vergleichung beider den Fortgang und die Entwicklung des Grimmschen Denkens deutlich machen könne. Ins Allgemeine gehend, erkennen wir Orellis spezifische Germanophilie im Zusammenhang mit dem von ihm weitgehend geteilten deutschen Idealismus; mit dem ihn reichlich fördernden philologischen und historischen deutschen Kritizismus; mit der ihm selber immer dringlicher vorschwebenden Verinnerlichung seiner Vaterstadt; mit der von ihm beängstigend am deutschen Geiste wahrgenommenen Krise. Nun gab es für Orelli nie eine Meditation ohne Aktion. So wie die vornehmlich durch seine Leidenschaft ins Leben gerufene Zürcher Universität als oberstes Denkorgan zürcherischer Staatlichkeit und Kirchlichkeit sich deswegen doch keine einzige gemeindeutsche Kraft und Hilfe entgehen lassen sollte, so glaubte er umgekehrt, die Synkope deutscher Genialität durch zürcherische

Leistungen mitüberwinden zu können. Zwei persönlichste Jugenderlebnisse dienten ihm bei diesem Unterfangen: Pestalozzi und Lavater, die beide zum Kreise seines Elternhauses gehört hatten, die beide, wenn auch in verschiedenem Sinne, seine Lehrer waren. Pestalozzi empfahl er als zweiten Oedipus, d. h. hier genial, was auch sonst noch, Entzifferer des Rätsels Mensch, dem mit der Entzifferung alle Schrecken abgenommen sind. Lavater aber empfahl er im Vorwort der achtbändigen Anthologie, die er dem Vergötterten widmete, als den großen Gegenspieler Goethes, im kurzen Freundschaftsbund mit ihm vereint, in sinnvoller Verfeindung unwiederbringlich von ihm getrennt, auf daß künftig aus beiden Geschiedenen «eine höhere Einheit sich gestaltete und der deutschen Nation in hellstem Lichte strahlte».

Bisher war noch kaum die Rede von Orellis Verhältnis zu seinem schweizerischen Vaterland. Dabei können wir uns nicht genug gegenwärtigen, daß er die Umwälzung, die nach seinem Tode in unserm Staatswesen vor sich ging, in ihrem ganzen Umfange unmöglich voraussehen konnte. Abgesehen davon, sind wir nunmehr hinlänglich vorbereitet, um seinen eigentümlichen, religiös glühenden Patriotismus zu verstehen. Eine Darstellung seiner ausgebreiteten Teilnahme an der Regeneration wird man von uns an diesem Orte nicht erwarten. Nur das sei festgehalten, daß die sie krönende Bundesverfassung von 1848 Orellis letzte irdische Genugtuung bedeutete. Und einer solchen bedurfte er allerdings nach einer schmerzlichen Epoche politischer Demütigungen, denen er übrigens die tiefere Gerechtigkeit nicht absprach. Wir müssen aber, wenn auch noch so kurz, ein anderes Problem vorbringen. Orelli bekannte sich, als Sohn seiner Zeit, zu einem durch die Sprache bedingten Begriff der Nationalität. Daß er dies Wort meist in einem außerstaatlichen Sinn verwendet, darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Sprache für ihn ein schicksalshaftes Kriterium bedeutet. Damit war der Deutschschweizer, der Welsche und der Tessiner gleichermaßen auf seinen unmittelbaren Nachbarn verwiesen: wir wiederholten hier nur Orellis eigene ausdrückliche Feststellung. Die Eidgenossenschaft war dergestalt zum rein politischen Gebilde gestempelt. Das war ja auch die Meinung Johannes von Müllers, dessen großes Nationalepos, in Orellis ersten zwanzig Lebensjahren erschienen, des jugendlichen Lesers ungeteilten Beifall fand. Orelli teilte aber nicht nur Müllers Theorie, sondern gleichermaßen Müllers Pathos: für beide war der Bund unlöslich und ewig, weil aus und für Gott. Aus dem nämlichen Grunde hatte Orelli einige Mühe mit der damals den Zenit erreichenden Doktrin der Neutralität. Er verwarf sie als «Gnadenbrief politischer Nichtigkeit». Er anerkannte sie «als Bedingung und Gewähr

des geistestätigsten Lebens». Sein Stolz wie sein Ziel sprechen aus diesen Worten. Sein ungebrochenes Selbstbewußtsein und sein unhemmbarer Tatendrang sind darin zum Programm geworden. Niemand hat leidenschaftlicher als Orelli die Schweiz verherrlicht als wehrhafte Freistadt des europäischen Geistes.

Den nachmals aufgekommenen Matadoren des Details mußte Orellis herrliche Ganzheit nicht wenig dilettantisch vorkommen. Und dadurch wurde sein Andenken gewiß nicht gefördert. Aber es waltete doch auch noch eine andere Ungunst über seiner Hinterlassenschaft. Es ist unausweichlich, diese zum Schlusse zu erörtern. Einer der elegantesten Denker der Gegenwart sprach unlängst von der Häßlichkeit wahrer Wissenschaft. Wer wollte auch bestreiten, daß in ihrer angeborenen Rücksichtslosigkeit etwas liegt, das aller Ebenmäßigkeit feind ist? Der unbedingte Gelehrte wird sich stets nur schwer entschließen, Schriftsteller zu sein. Es bleibt fraglich, ob Orelli, ins Große gesehen, einer sein wollte und ob er vielleicht gegen seinen Willen einer war. An unentbehrlichen Voraussetzungen zu einem solchen verfügte er über Sprachgewalt, Standpunkt und Kenntnisse. An wünschenswerten Bedingungen ermangelte er der Stetigkeit, Berechnung und Geduld. Es ist eine Tatsache, daß Orelli bisher nicht ins literarische Gedächtnis eingegangen ist. Wir fühlen uns aber zu bekennen verpflichtet, daß die Historie keine letzten Worte spricht und selbst ihre gewissenhaftesten Sprüche appellabel sind. Uns ist im Laufe der Jahre ein eigentümlich orellischer Ton hörbar, eine echt orellische Anlage zum Oratorischen spürbar geworden, eine gelegentlich prachtvolle Einstellung zum Essai, eine Art Genialität zur Marginalie. Das veranlaßte uns, einige unserer aus Liebe und Verehrung unternommenen Abschriften zusammenzustellen. Vielleicht finden sie einen Leser. Vielleicht finden sie ein Echo. Vielleicht werden sie gar zum Auftakt für das nicht mehr ferne Jahrhundert-Gedenken Johann Caspar von Orellis.

(Die vorstehenden Zeilen stellen die Einleitung dar, die der Verfasser seiner Orelli-Anthologie beigegeben hat. Es soll dieselbe demnächst im Fretz & Wasmuth Verlag in Zürich erscheinen. Die mit der kleinen Publikation verbundene Absicht bestand darin, den verbindenden und zugleich bahnbrechenden Philologen erstmals als Schriftsteller der allgemeinen Beurteilung zu unterbreiten.)